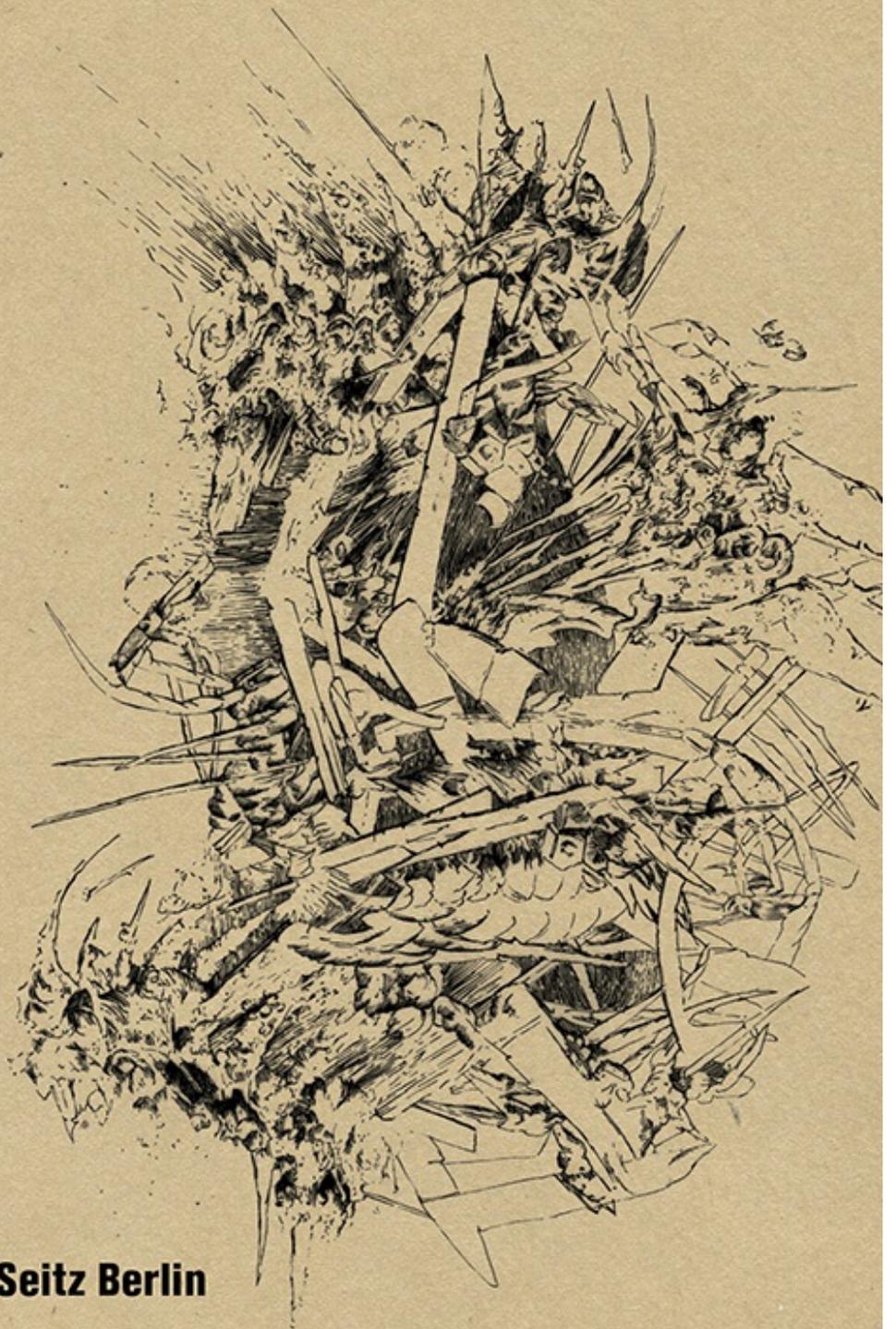


Henry D. Thoreau

Tagebuch I



Matthes & Seitz Berlin

wegspülen. Jugend greift nach dem Glück als einem unveräußerlichen Recht. Bevor sie sich ergießt, glänzt die Träne. Wer wird sagen, wann die dem Kummer entsprungene Träne zum ersten Mal vor Freude funkelt?

20. September Es ist ein Hochgenuss, an einer Mauer im Sonnenschein eines Septembernachmittags zu sinnieren – sich unter einen grauen Stein zu kauern und dem Sirenenengesang der Grille zu lauschen. Tag und Nacht scheinen hinfert nur Zufälligkeiten zu sein, und die Zeit ist immer noch ein stiller Abend und gleichsam das Ende eines glücklichen Tags. Mich nähren ausgedörrte Felder und Königskerzen, die von den schrägen Strahlen vergoldet werden. Ich kenne kein Wort, das so passend diese Stimmung der Natur ausdrücken kann wie Mutter Natur.

23. September Wenn wir ruhig und bereit genug sind, werden wir in jeder Enttäuschung entschädigt werden. Wenn uns ein Regenschauer in den Schutz des Ahornhains oder herabhängender Kiefernzweige treibt, so entdecken wir mit mikroskopischem Blick in deren Tiefe manche neuen Wunder in der Borke oder in den Blättern oder Pilzen zu unseren Füßen, oder unser Interesse wird durch eine neue Ressource der Insektenwirtschaft geweckt, oder die Meise ist vertraulicher als sonst. Wir können dann die Ecken und Winkel der Natur studieren.

7. Dezember Wir mögen es zwar glauben, doch leben wir kein ruhiges freies Leben wie das von Adam, sondern sind in ein unsichtbares Netzwerk von Mutmaßungen eingehüllt. Unser Fortschritt reicht nur von einer Vermutung zur anderen, und nur in seltenen Pausen bemerken wir, dass dies kein Fortschritt ist. Könnten wir nur für einen Augenblick dieses Nebenspiel sein lassen und einfach staunen, ohne Bezug oder Folgerung!

8. Dezember Nichts in der Natur ist hinterlistig oder niedergeschlagen, wie etwas Misshandeltes und Verachtetes, sondern ein jedes ist mit seinem Sein zufrieden, so wie Lavendel und Balsam. Wenn die Stinkende Zehrwurz der menschlichen Nase missfällt, ist sie deswegen nicht welk herabgesunken, sondern entfaltet vertrauensvoll ihr Blatt zwei Handbreit. Was bedeutete es Lord Byron, ob England ihn anerkannte oder ablehnte, ob er schlecht roch und für die englischen Nasen Stinkwurz war oder Veilchenduft, der Stolz des Landes und Zierde für das Boudoir jeder Dame? Möge sich die Auster nicht grämen, dass sie das Rennen verloren hat; sie hat es als Auster gewonnen.

2. Dezemberhälfte

(Passagen aus einem Essay über »Geräusch und Stille«)

Wie die wahrste Gesellschaft sich immer mehr der Einsamkeit nähert, so verfällt die vorzüglichste Rede schließlich in Schweigen. Wir gehen umher, um Einsamkeit und Stille zu finden, als weilten sie nur in fernen Bergschluchten und in Waldes-tiefen und wagten sich aus diesen nur um Mitternacht hervor. Wir sagen, Stille herrschte, bevor überhaupt die Welt geschaffen wurde, als habe die Schöpfung sie verdrängt und wäre nicht ihr sichtbarer Rahmen und Hintergrund. Sie geruhe nur in Lieblingstälern zu verkehren, das denken wir, und nicht, dass wir sie mitnehmen, wenn wir uns dorthin wenden, so wie Seldens Metzger²⁹ damit beschäftigt war, sein Messer zu suchen, als er es im Mund hatte. Denn wo der Mensch ist, da ist auch Stille.

Stille ist das Gespräch einer bewussten Seele mit sich selbst. Wenn die Seele für einen Augenblick ihrer eigenen Unendlichkeit Gehör schenkt, dann ist Stille. Sie ist zu allen Zeiten, an allen Orten für alle Menschen hörbar, und wenn wir wollen, können wir ihren Belehrungen immerzu lauschen.

Stille ist stets weniger fremd als Lärm und hält sich in den Zweigen der Schierlingstanne oder der Kiefer in dem Maße verborgen, wie wir uns selbst dort finden. Der Kleiber, der neben uns klopfend die Stämme hinanstrebt, ist nur zum Teil ein Fürsprecher der feierlichen Stille.

Sie ist mit ihrer Weisheit immer zur Stelle, am Wegrand und an Straßenecken; sie verbirgt sich in Glockentürmen, im Kanonenrohr und im Nachhall eines Erdbebens, wobei sie deren belanglosen Lärm in ihrem weiten Busen birgt und herzt.

Diese göttlichen Klänge, die für unser inneres Ohr geäußert werden – die mit dem Zephyr eingeatmet oder vom See gespiegelt werden –, kommen geräuschlos zu uns und umspülen die Schläfen der Seele, während wir reglos zwischen den Felsen stehen.

Das Hallo ist das Geschöpf der Wände und des Mauerwerks, das Flüstern ist in den Tiefen des Waldes und am Seeufer am passendsten; aber die Stille fügt sich am besten zur Akustik des Weltraums.

Alle Geräusche sind ihre Diener und Lieferanten, die nicht nur erklären, dass sie ihre Herrin ist, sondern auch eine erlesene Herrin, ernsthafter Suche wert. Hinter dem Deutlichsten und Bedeutsamsten schwebt stets eine noch bedeutendere Stille, die alles überflutet. Der Donner ist nur unser Signalschuss, der uns erfahren lässt, welche Gemeinschaft uns erwartet. Nicht sein dumpfes Geräusch, sondern die unendliche Ausdehnung unseres Seins, die folgt, preisen und nennen wir einmütig erhaben.

Jeglicher Klang ist mit der Stille nah verwandt; er ist eine Blase auf ihrer Oberfläche, die jäh platzt, ein Symbol der Stärke und Fruchtbarkeit der Unterströmung. Er ist eine schwache Äußerung der Stille und nur dann unserem Gehör angenehm, wenn er sich von ihr abhebt. In dem Maße, wie er das tut und die Stille vertieft und verstärkt, ist er Harmonie und reinste Harmonie.

Jeder melodische Klang ist der Verbündete der Stille – eine Hilfe und nicht ein Hindernis für geistige Erhebung.

Manche Klänge haben, mehr als andere, Gefallen bei den Dichtern gefunden, die sie nur als Hintergrund für die Stille verwenden.

Stille ist die universelle Zuflucht, das Nachspiel aller dürren Reden und aller närrischen Taten, Balsam für jeden Kummer, gleichsam willkommen nach Überdruß wie auch Enttäuschung; jener Hintergrund, den der Maler nicht bepinseln darf, gleich ob er Meister oder Stümper ist, und der, wie plump eine Figur im Vordergrund auch gemalt sein mag, für immer unser unantastbarer Zufluchtsort bleibt.

Mit welchem Gleichmut betrachtet der Stille den Gang seiner Welt; er spricht Tugend und Gerechtigkeit ihren Lohn zu, und obwohl er mehr denn je verleumdet und bekämpft wird, betrachtet er all dies als eine äußere Erscheinung. Er ist eins mit Wahrheit, Güte, Schönheit. Kein Schimpf kann ihn angreifen, keine Anzüglichkeit verwirren.

Der Redner legt seine Individualität ab und ist dann am beredsamsten, wenn er am stillsten ist. Er hört zu, während er spricht, und ist, zusammen mit seinen Zuhörern, selbst ein Hörender.

Wer hat dem unendlichen Lärm der Stille nicht schon gelauscht? Sie ist das Sprachrohr der Wahrheit, das jeder Mensch über der Schulter trägt und das er,

wenn er will, sich ans Ohr halten kann. Sie ist das einzige Orakel, das wahre Delphi und Dodona, das zu Rate zu ziehen Königen und Fürsten guttäte, denn hier würden sie nicht durch eine zweideutige Antwort getäuscht werden. Durch sie sind alle Offenbarungen zustande gekommen. Insofern Menschen das Orakel der Stille befragt haben, erlangten sie eine klare Einsicht, und ihr Zeitalter ist als ein erleuchtetes bezeichnet worden. Aber wann immer sie zu einem sonderbaren Delphi und seiner verrückten Priesterin abgewandert sind, befahl sie Umnachtung, und ihr Zeitalter war ein finsternes oder bleiernes. – Dies sind geschwätzige und lärmende Epochen, die keinen Klang mehr zulassen; aber die Griechische oder *stille* und melodiose Ära klingt für immer in den Ohren der Menschen nach.

Ein gutes Buch ist das Plektrum, mit dem unsere stillen Lyras angeschlagen werden. Wenn wir in allen Epen, nach atemloser Erwartung, auf die bedeutsamen Worte »Er sprach« stoßen, dann wird besonders unser innerer Mensch angesprochen. Das ist das Höchste, was der Buchschreiber erreichen kann. Wenn er aus seinem Werk einen Hintergrund macht, auf dem sich die Wellen der Stille brechen können, dann ist es gut. Weniger das Ächzen des Windes lässt uns erbeben als das Innehalten, wenn, wie Gray³⁰ es ausdrückte, »die Böe sich wieder sammelt«, und dies ist unendlich größer als das zudringliche Heulen des Sturms.

Am Abend sendet die Stille viele Boten zu mir, wobei manche auf den abflauenden Wogen herbeisegeln, die das Gerede des Dorfs aufgewühlt hat.

Es wäre müßig für mich, die Stille zu deuten. Sie lässt sich nicht eindeutschen. Sechs Jahrtausende lang haben Menschen sie übersetzt; und dies so getreu, wie es jedem möglich war. Dennoch ist sie kaum mehr als ein versiegeltes Buch. Eine Weile kann ein Mensch zuversichtlich so weitermachen und denken, er habe sie im Griff und wird sie eines Tages erschöpfen, doch am Ende muss auch er still sein, und man wird nur bemerken, welcher wackeren Anfang er machte; denn wenn er schließlich eintaucht in sie, ist das Missverhältnis zwischen Gesagtem und Ungesagtem so gewaltig, dass das Erstere nur als die Blase auf der Oberfläche dessen erscheinen wird, in dem er verschwand.

Dennoch werden wir weitermachen und wie jene chinesischen Kliffschwalben unsere Nester mit Speichel statt Federn bauen, sodass jene eines Tages das Brot des Lebens für die Küstenbewohner sein können.

1839

8. Februar Wenn uns der poetische Wahnsinn packt, dann hasten und kratzen wir mit unserer Feder, ergötzen uns, wie es der Hahn mit dem seinen tut, an dem von uns aufgewirbeltem Staub, aber entdecken nicht, wo das Juwel liegt, das wir inzwischen vielleicht weit weggeschleudert oder wieder ganz bedeckt haben.

9. Februar Es bedarf schon eines Menschen, um einen Raum still zu machen.

3. März DER DICHTER. Er muss etwas mehr als natürlich sein – übernatürlich sogar. Die Natur wird nicht durch ihn sprechen, sondern zusammen mit ihm. Seine Stimme wird nicht aus ihrer Mitte hervorgehen, sondern er wird sie, indem er sie anhaucht, zum Ausdruck seines Denkens machen. Er dichtet dann, wenn er eine Tatsache aus der Natur in den Geist aufnimmt. Er spricht ohne Bezug zu Zeit oder Ort. Sein Denken ist eine Welt für sich, ihre ist eine andere. Er ist eine andere Natur – Bruder der Natur. Sie leisten einander freundliche Dienste. Jeder verkündet die Wahrheit des anderen.

4. April Die Morgenluft verleiht all unseren Aussichten eine gesunde Farbe. Krankheit ist ein Faulpelz, der uns überwältigt, sich uns aber nie stellt. Jeden Tag beginnen wir neu, und wir können jenen deutlich hinter uns lassen, bevor der Tau geschwunden ist; doch wenn wir uns in den Mittagsgemächern niederlegen, wird uns dieser Faulpelz schließlich wieder einholen. Der Morgentau erzeugt keine Kälte. Am Schöpfungsbeginn jedes Tags erfreuen wir uns einer täglichen Atempause. Am Morgen glauben wir nicht an Nützlichkeit; wir werden neu beginnen, machen kein Flickwerk, fixieren uns nicht zeitlich. Der Mensch des Nachmittags interessiert sich für das Vergangene; sein Auge ist geteilt, und er sieht in beide Richtungen leidlich gut.

Indem ich mich an einem schwülen Tag auf den trägen Wassern des Teichs treiben lasse, höre ich fast auf zu leben und beginne zu sein. Ein Bootsmann, der sich auf dem Deck seines Gefährts ausgestreckt hat und den Mittag vertrödelt, ist mir ebenso Sinnbild der Ewigkeit wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Nie war ich so empfänglich dafür, meine Identität zu verlieren. Ich bin aufgelöst in den